

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich;
Leiter: W. Hofrat Dr. Aldemar Schiffkorn.

31. Jahrgang (1977)

Heft 3/4

INHALT

Otto K a m p m ü l l e r : Pflanzen und Tiere in oberösterreichischen Kinderreimen, -liedern und -spielen	111
Helmut Z ö p f l : Der Stellenwert des Musischen in einer demokratischen Gesellschaft	144
Helmut O r t n e r : Amateurtheater heute	150
Gustav O t r u b a : Die Revolution 1848 in den Alpenländern im Spiegel Wiener Flugschriftensammlungen	154
P. Benedikt P i t s c h m a n n : Plan eines Pfarrhofbaues in Pettenbach durch Johann Michael Prunner (1732)	172
Manfred B r a n d l : Des ersten Linzer Bischofs erster Hirtenbrief (1785)	177
Fritz F e i c h t i n g e r : Kunst als Lebensinhalt und Verpflichtung — Zum 30. Todestag von Hermann Ubell	183
Wilhelm R i e ß : Fritz von Herzmanovsky-Orlando an Dr. Oskar Schmotzer	190
Herta N e u n t e u f l : Kulturgeschichte der Linzer Torte	195
Robert S t a i n i n g e r : Die Bierbrauerei in Neumarkt i. M.	199
Norbert Grabherr † (Alois Zauner)	202
Der Mundartdichter Josef Moser (Hermann Goldbacher)	204
Oberösterreichische Totenschilder (Georg Wacha)	206
Die „Hirschauer Stückeln“ (Alois Topitz)	207
Der Baumeister des Ennser Stadtturmes (Walter Aspernig)	208
Leopold-Kunschak-Preis für Harry Slapnicka	209
Aus der Arbeit des Landesinstituts für Volksbildung und Heimatpflege (Hilde Hofinger)	210
Schrifttum	213

Der Stellenwert des Musischen in einer demokratischen Gesellschaft

Von Helmut Z ö p f l

Dieses Referat soll dem Spielgruppentreffen mit seinen Aufführungen, seinen Diskussionen, Fachreferaten und seinem Erfahrungsaustausch einen weiten ideellen Rahmen geben und auch bei der Beantwortung der Frage helfen, ob denn eine Beschäftigung mit angeblich so nutzlosen Dingen wie dem Amateurtheater heute überhaupt noch zulässig sei, wo man doch dem Berufstheater ohnehin Millionen zuwendet.

Ich habe dieses Thema aus einigen Gründen gerne übernommen: Einerseits fühle ich mich durch eine langjährige künstlerische Ausbildung und durch eine fast ebensolange Tätigkeit im Amateurtheater dem Musischen eng verbunden, andererseits bin ich Demokrat aus Überzeugung. Die Bindung zum Musischen wurde durch eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Theater nur noch verstärkt, während mein Beruf als Rhetoriker mich wieder besonders zur demokratischen Gesellschaftsform hin orientiert hat, stellt doch die Rhetorik das wesentlichste Arbeitsinstrument in einer Demokratie dar.

Sowohl dem Musischen als auch der Demokratie bin ich daher persönlich, beruflich und wissenschaftlich aufs engste verbunden.

Darüber hinaus ist mir dieses Thema zum Herzensanliegen geworden. Ich glaube nämlich, daß die Beziehung, die zwischen der Demokratie und dem Musischen besteht, wenn überhaupt, dann nicht richtig und sicher nicht mit dem nötigen Gewicht gesehen wird.

Meine Ausführungen haben das Ziel, diese Beziehung zwischen der Demokratie und dem Musischen in ihrer Wertigkeit aufzuzeigen und zu begründen.

Von der Demokratie hat Winston Churchill zwar gesagt, sie sei die schlechteste Staatsform... ausgenommen alle übrigen. Dem steht aber ein sehr bemerkenswerter Ausspruch des genialen Spötters Bernard Shaw gegenüber, der einmal sagte: „Die Demokratie ist ein Verfahren, das garantiert, daß wir nicht besser regiert werden, als wir es verdienen.“ Trotz allem innewohnenden Spott scheint mir dieser Ausspruch eine der besten Definitionen des Begriffes „Demokratie“ zu sein. Filtriert man die in der Negation liegende Ironie heraus, so könnte man etwa übersetzen: Demokratie ist das Verfahren, das die Regierung dem Willen des Volkes anpaßt. Und

damit entspricht das demokratische Gesellschaftssystem auch dem, was es wörtlich heißt, nämlich Volksherrschaft.

Nach meiner Meinung ist die Demokratie die einzige menschenwürdige Gesellschaftsform, weil sie vom System her die Freiheit des Menschen garantiert. Diese Freiheit ist das signifikante Merkmal des Menschen, das ihn von allen übrigen Geschöpfen der Welt unterscheidet und ihn zum Ebenbild des Schöpfers macht. Alle übrigen Geschöpfe, Pflanzen und Tiere, sie sind programmiert und ihr Tun erfolgt instinktiv, der Mensch aber ist, wie Herder es in seiner Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache“ ausdrückt, der erste „Freigelassene der Schöpfung“. Ein menschenwürdiges Leben kann daher nur in Freiheit erfolgen; nur ein Gesellschaftssystem, das dem Menschen die ihm gemäße Freiheit gewährt, ist menschenwürdig. Und ich weiß derzeit kein anderes Gesellschaftssystem, das dieser Grundvoraussetzung besser entspräche als eben die Demokratie.

Ich halte daher fest: Die Demokratie ist die einzige Gesellschaftsform, die dem Menschen als freies Geschöpf — als Ebenbild des Schöpfers — gemäß ist. Sie ist daher auch für die Existenz des Menschen in Gemeinschaft als bewußtes freies Wesen unentbehrlich. Darum ist auch jede ehrliche Anstrengung, die der Sicherung und Vervollkommnung der Demokratie in Wahrheit dient, verdienstvoll.

Fragt man heute junge Leute, was sie als das Wesentlichste in der Demokratie ansehen, so bekommt man häufig zur Antwort: „Daß man alles frei sagen kann!“ Es ist für den Rhetoriker interessant, daß der Mensch sich dann offenbar frei fühlt, wenn er seine Sprache frei einsetzen darf. Der Mensch identifiziert sich also mit der Sprache und setzt freie Meinungsäußerung gleich mit Freiheit.

Mir scheint es aber doch noch zu oberflächlich, das Recht der freien Meinungsäußerung als das Wesentliche der Demokratie zu bezeichnen. Erinnern wir uns zurück an die positive Umkeh-

* Festreferat anlässlich der Eröffnung des Spielgruppentreffens „Amateurtheater im ländlichen Raum“ am 18. Mai 1977 im Festsaal des Landeskulturzentrums Ursulinenhof.

zung der Shawschen Definition, Demokratie als Verfahren, das die Regierung dem Willen des Volkes anpaßt, so ist das Recht der freien Meinungsäußerung zwar nötig, um den Willen des Volkes zu artikulieren und daher wichtigstes Attribut der Demokratie, aber nicht das Wesentliche schlechthin. Das Wesentliche ist aber wohl, daß der Wille des Volkes geschieht. Dieser Wille des Volkes aber zeigt sich erst einmal in einer Fülle von verschiedenen, einander überschneidenden und überlappenden, vielleicht sogar entgegenstehenden Meinungen, aus denen erst in einem längeren Prozeß ein Wille des Volkes herausdestilliert wird, der im Konsens möglichst vieler, ideal wäre *aller*, besteht. Der so gewonnene Wille des Volkes wird in der Regel immer ein Kompromiß sein. Ich bin daher der Ansicht, daß *das Wesen der Demokratie der Kompromiß* ist.

Das klingt vielleicht überraschend, erschreckend aber nur für den, der an faule Kompromisse denkt. Was ist denn ein Kompromiß? In der Brockhaus-Enzyklopädie von 1970 ist zu lesen:

Kompromiß (lat.), der oder das, Übereinkunft, Ausgleich, Vergleich. Im Leben der einzelnen und der Völker dienen Kompromisse zum friedlichen Ausgleich von Gegensätzen. Gegenüber von Fanatismus und Interessenwahrung versuchen Kompromisse einen „modus vivendi“ zu schaffen. Während faule Kompromisse die fortwährende Spannung überdecken und Entscheidungen nur verschieben, schaffen echte Kompromisse durch beiderseitiges Nachgeben eine Befriedung. Die meisten Gruppenbildungen beruhen auf Kompromißbereitschaft, die auch bei starken Spannungen noch die Grundlage für einen Interessenausgleich zu gewinnen weiß.

Kompromiß ist also keineswegs ein negativer Begriff, auch kein wertfreier. Kompromiß ist, bezogen auf das Zusammenleben der Menschen, zweifellos ein Wert. Wenn man den Kompromiß als ihr Wesen bezeichnet, so ist das für manche Demokratie und für manche demokratische Entscheidung geradezu ein Kompliment. Jedenfalls muß aber in diesem Zusammenhang etwas klar herausgestellt werden: eine Entscheidung, der nicht die eifrige Suche nach einem Kompromiß vorausgegangen ist und die nicht auf einem Konsens beruht, der wenigstens über die eigene Interessengruppe hinausgeht, verdient in meinen Augen nicht das Attribut „demokratisch“.

Damit eine Demokratie bestehen kann, bedarf sie also kompromißfähiger und kompromißbereiter Bürger. Je kompromißfähiger und kompromißbereiter die Bürger eines demokratischen Gemeinwesens sind, umso gesicherter ist dessen Bestand von innen her. (Angriffe von außen wollen wir aus unseren Überlegungen ausklammern, denn Streit oder Krieg gehören schließlich nicht zum Normalfall.)

Die Frage, die sich nun stellt, heißt: Was macht kompromißfähig und kompromißbereit? Was befähigt dazu, Kompromisse zu finden und gleichzeitig zu akzeptieren? Dazu muß festgestellt werden, daß die Fähigkeit, Kompromisse zu finden, Kompromißbereitschaft impliziert, denn die Suche nach einem Kompromiß setzt ja schon voraus, daß man auch selbst zur Nachgiebigkeit bereit ist.

Was also macht kompromißfähig?

Dazu ist aber vorher noch wichtig zu klären: Wie kommt es zu einem Kompromiß, wie entsteht er?

Man kann dabei vier Schritte unterscheiden. Im ersten Schritt werden die verschiedenen Standpunkte klargelegt, in einem zweiten Schritt werden Lösungen gesucht, ein dritter Schritt bringt eine Lösung, die in einem vierten Schritt auf ihre Brauchbarkeit überprüft wird. Bringt dieser vierte Schritt ein negatives Urteil, so beginnt der Prozeß wieder bei Schritt zwei. Die genannten Schritte gleichen aber den vier Phasen eines kreativen Prozesses, die Erika Landau in ihrer Psychologie der Kreativität anführt¹: Vorbereitungs-, Inkubations-, Illuminations- und Verifikationsphase. Das ist ja auch gar nicht weiter verwunderlich, denn der Prozeß der Kompromißfindung ist ein *kreativer Akt*, und die Phasen eines kreativen Aktes müssen daher in der Kompromißfindung aufzuspüren sein. Und da Kompromisse das Wesen der Demokratie ausmachen, bedarf die Demokratie der Kreativität ihrer Bürger, um überhaupt auf die Dauer bestehen zu können.

¹ Landau, Erika: Psychologie der Kreativität, 2. Aufl., München-Basel 1971, S. 61.

Die Kreativität ihrer Bürger ist eine essentielle Grundlage der Demokratie!

Die Frage, die dieser Feststellung logisch folgt, muß nun heißen: Was tut die Demokratie, um die Kreativität ihrer Bürger zu fördern?

Bevor wir aber diese Frage beantworten können, tut sich eine andere auf: Was fördert denn die Kreativität? Gibt es hier Anhaltspunkte?

Die schon genannte Erika Landau² führt kreativitätsfördernde Voraussetzungen an und bezieht sich dabei auf den auch bei uns sehr bekannten Carl Rogers. Dieser bezeichnet als innere Voraussetzungen für kreatives Verhalten

1. Offenheit der Umwelt gegenüber,
2. innere Wertmaßstäbe,
3. Fähigkeit, mit Elementen und Konzepten zu spielen.

Rogers versteht unter Offenheit das Gegenteil von Abwehr, das heißt, nicht in vorgefaßten Kategorien zu denken, sondern frei von Vorurteilen Informationen zu sammeln. Auf unsere Thematik umgelegt, heißt Offenheit auch Kompromißbereitschaft. Womit noch einmal die Implikation von Kompromißbereitschaft mit Kompromißfähigkeit unterstrichen wäre. Die inneren Wertmaßstäbe sind für Rogers elementare Grundlage der Kreativität. Der Ursprung der Beurteilung müsse von innen kommen und könne sich, ohne die Außenkritik außer acht lassen zu wollen, doch nur in einer gewissen Unabhängigkeit und Freiheit von Außenkritik entwickeln. Und daß sich die Fähigkeit, mit Elementen und Konzepten zu spielen, nur in Freiheit entfalten kann, ergibt sich wohl schon aus dem Zeitwort „spielen“. Wer spielt schon unter Zwang?

Fällt bei diesen inneren Voraussetzungen der Kreativität schon der Umstand der Freiheit auf, so wird dieser noch augenscheinlicher dadurch, daß Rogers auch zwei äußere Bedingungen für Kreativität anführt, und zwar neben der psychologischen Sicherheit die psychologische Freiheit, worunter er die gewährende Umgebung versteht, die dem Individuum Freiheit gestattet.

Freiheit scheint also grundlegende Voraussetzung für Kreativität zu sein.

Diese Freiheit als Voraussetzung für Kreativität ergibt sich aber auch aus dem vorher schon aus-

gesprochenen theologischen Ansatz: Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung. Er lebt in der Spannung, einerseits Ebenbild des unendlich freien Schöpfers zu sein, andererseits aber ist er Geschöpf und als solches vielen Gesetzen unterworfen. Wenn man nun den göttlichen Auftrag aus dem ersten Kapitel der Genesis, Vers 28 „Mehret Euch! Füllet die Erde! Macht sie Euch untertan!“ als Weiterführung der Schöpfung zur Vollendung hin betrachtet, als Aufforderung Gottes an die Menschen, an der Schöpfung mitzuwirken, so sind damit eindeutig die schöpferischen Kräfte des Menschen angesprochen, seine kreativen Fähigkeiten, seine Ebenbildhaftigkeit mit dem unendlich freien Schöpfer. Und es ist gar nicht anders denkbar, als daß sich diese menschliche Schöpferkraft auch nur in Freiheit entfalten kann.

Freiheit ist also sicher die Grundlage der Kreativität!

Als ein Beweis dafür können auch die Untersuchungen von Jack Gibb³ gelten. Er hat 1951 festgestellt, daß die kreativen Leistungen unter Streß sowohl in Quantität als auch in Qualität sinkende Tendenz aufweisen. Auch die Auftragswerke vieler Dichter und Komponisten weisen nicht die hohe Qualität ihrer sonstigen, ohne äußeren Druck entstandenen Werke auf (Mozarts Requiem ist eine Ausnahme von der Regel)!

Die Frage an die Demokratie muß also lauten: Stellt sie die Freiheitsräume zur Verfügung, die der Entwicklung der Kreativität dienen? Im allgemeinen kann man diese Frage doch mit „ja“ beantworten. Eine gezielte, kreativitätsfördernde Pädagogik darf man von einer Gesellschaftsform nicht erwarten, wohl aber noch neben der Sicherung der Voraussetzungen, wie eben der Freiheitsräume, die Förderung und Unterstützung entsprechender pädagogischer Maßnahmen. Die Frage danach soll daher auch gestellt und im Verlaufe meiner Ausführungen noch beantwortet werden.

² Ebenda, S. 86 f.

³ *Ulmann, Gisela: Kreativität, 2. Aufl., Weinheim-Berlin-Basel 1970, S. 137 f.*

Ich fasse wieder zusammen: Wir haben gesehen, daß die Kreativität, weil sie kompromißfähig und damit auch kompromißbereit macht, eine essentielle Grundlage der Demokratie darstellt und daß die Demokratie wiederum die Freiheitsräume bietet, die zur Entwicklung der Kreativität nötig sind. Kreativität ist also, bildhaft gesprochen, der Boden, auf dem der Baum „Demokratie“ gedeiht, unter dessen breiter Krone der wohlthuende Schatten „Freiheit“ liegt und unter dessen Blättern, die Kompromisse, durch ihr natürliches, im jahreszeitlichen Wechsel erfolgendes Abfallen dem Boden der Kreativität wieder neue Nahrung zuführen.

Diesem ersten Schritt in meinen Ausführungen, der die Verbindung hergestellt hat zwischen der Demokratie und der Kreativität, soll nun ein zweiter folgen, der vom Musischen zur Kreativität führt.

Vielfach wird das Musische gesehen als etwas, das die Freizeit des Menschen erfüllt und zu verschönern imstande ist, als etwas Schönes, Liebenswertes, das zwar angenehm, aber nicht zwingend nötig sei, für das man Zeit haben sollte, aber leider habe man sie nicht.

Diese Ansicht über das Musische ist historisch begründet⁴. Sie wird verständlich, wenn man die Herkunft der „Musischen Bewegung“ aus der Jugendbewegung und der Kultursituation um 1900 bedenkt. Die Hauptschwierigkeit des Musischen liegt auch in der andauernden Identifikation des Musischen mit dieser Herkunft. Dadurch hat es weithin den Anschluß an die Realität verloren. Die zur Zeit der Entstehung vielleicht fruchtbare Ausgangssituation wurde von den Kräften des gegenwärtigen Lebens nicht weiterentwickelt, denn die aus der Jugendbewegung hervorgegangene musische Bewegung in Deutschland weicht dem Spannungsverhältnis mit der Realität bewußt aus um ihrer selbst willen; sie flieht gleichsam in die Wälder, um sich dort vor den Unbilden des Lebens in eine heile Scheinwelt zurückzuziehen. Es gilt also, dem Musischen eine neue, realitätsbezogene Basis zu geben.

Unsere Thematik erfordert die Darstellung der Funktion des Musischen in der Demokratie. Die

Ansicht, das Musische sei eben lebensverschönernde Freizeiterfüllung, stimmt ebensowenig wie die sich anbietende und vielfach auch aufgestellte Gleichung musisch = kreativ.

Nein, so einfach ist die Frage nach dem Stellenwert des Musischen in der Demokratie nicht zu lösen. Wenn auch sicher ein Zusammenhang zwischen dem Musischen und der Kreativität besteht. Ich setze daher auch wieder bei der Kreativität an.

Der Beginn der Kreativitätsforschung wird überwiegend mit Guilfords Vortrag „Creativity“ vor der American Psychological Association im Jahr 1950 angesetzt. Die hervorragende Stellung Guilfords in der Kreativitätsforschung beruht aber nicht nur darauf, daß er ihr Auslöser war, sondern besonders darauf, daß er um eine Systematisierung der intellektuellen Fähigkeiten bemüht war, die die kreativen Fähigkeiten besonders herausstellte. Die Kreativität stand also vom Beginn der Kreativitätsforschung an in engem Zusammenhang mit der Intelligenz. Gisela Ulmann⁵, die eine Fülle von verschiedenen amerikanischen Arbeiten zur Kreativitätsforschung referiert, sagt in bezug auf verschiedene Intelligenz- und Kreativitätstests, „daß die Definitionen der Intelligenz und der Kreativität weitgehend übereinstimmen, daß aber die Tests zur Messung der Intelligenz und der Kreativität ganz verschiedene Faktoren zu erfassen scheinen“. Sie vermerkt dann auch noch, daß die Beziehung zwischen Kreativität und Intelligenz von den verwendeten Tests abhängt. Man hat Vergleiche zwischen dem Intelligenzquotienten und den Ergebnissen von Kreativitätstests angestellt und kam dabei zu den widersprüchlichsten Ergebnissen. So konnte man erkennen, daß jede Kombination zwischen Intelligenz und Kreativität möglich ist:

sehr intelligent und sehr kreativ
sehr intelligent und nicht kreativ

⁴ Vgl. Gunter, Otto: Die Theorie der musischen Bildung und ihr Verhältnis zur Realität, in: Norbert Kluge (Hrsg.), Vom Geist musischer Erziehung, Darmstadt 1973, S. 232–246.

⁵ Ulmann, a.a.O., S. 108.

nicht intelligent und sehr kreativ und

nicht intelligent und nicht kreativ, mit allen dazwischenliegenden Abstufungen. Allerdings wurden die Testmethoden von nachfolgenden Forschern kritisiert und bemängelt. Als gesichert kann man aber ansehen, daß bei Auslesevorgängen sich Kreativitätstests als Ergänzung zu Intelligenztests nützlich erweisen, weil ohne diese etwa 70 Prozent (!) der sehr kreativen übersehen würden⁶.

Wie würden wohl Haydn, Mozart, Beethoven, Waldmüller, Schwind, Altomonte oder Bruckner bei reinen Intelligenztests abgeschnitten haben? Und an ihrer Kreativität zweifelt doch niemand! Und an ihrer Intelligenz? Können Sie sich einen unintelligenten Mozart vorstellen? Ich will daraus keine Schlüsse ziehen, ob etwa Kreativität Intelligenz ersetze, Kreativität wichtiger sei als Intelligenz oder ähnliches; das wäre voreilig und in keiner Weise zu vertreten. Ich glaube aber, daß wohl die Intelligenz meßbar ist, weil sie sich doch am Angebot der Umwelt orientiert, daß aber die Kreativität des Menschen, seine schöpferischen Kräfte, das Ebenbildhafte mit dem Schöpfer, gleichsam der „göttliche Funke“ in ihm, auch durch überlegteste Tests nicht ganz erfaßt werden kann — Gott ist nicht durch Tests erfassbar und eben auch das Göttliche im Menschen nicht.

Für unsere Thematik ist aber die Überlegung wichtig, ob es Methoden zur Kreativierung gibt, die sich unkompliziert darbieten, die freudig angenommen werden, die keine besondere Intelligenz voraussetzen, sichtbar gemacht an akademischen Graden, Abschlußprüfungen und Schulbahnen. Und diese Überlegung führt nun gradlinig zum Musischen. Denn wenn ich zuerst sagte, die Gleichung „musisch = kreativ“ stimme nicht, so kann ich nun die richtige Gleichung anbieten: „kreativ ist auch gleich musisch“.

Das Musische stellt eine Möglichkeit dar, zur Kreativität anzuregen, zur Kreativität zu erziehen. Das Musische ist aber eine besonders günstige und attraktive Möglichkeit, denn es kennt keine Voraussetzungen, es ist offen für alle, die sich ihm zuwenden wollen und bietet, angepaßt an die Pluralität der Gesellschaft, auch eine Fülle verschiedenster Möglichkeiten. Maslow, ein ame-

rikanischer Kreativitätsforscher, meint — und das sehr begründet —, alles, was mit Farbe, Phantasie, Imagination, Musik, Poesie und Zärtlichkeit zu tun habe, sei wichtige Voraussetzung für Kreativität⁷.

Nun könnte man einwenden, daß damit wieder die Möglichkeit der Flucht aus der Realität gegeben sei. Man flieht in die Beschäftigung mit Malerei, Musik, Poesie und baut sich eine heile Scheinwelt.

Dem ist entgegenzuhalten, daß Viktor Lowenfeld, den Erika Landau zitiert⁸, gemeinsam mit dem schon genannten Guilford den Standpunkt vertritt, daß die Übertragung der Kreativität von einem Gebiet auf das andere möglich ist. Für ihn ist die Kunsterziehung das Mittel zur allgemeinen Kreativierung. Indem man zur künstlerischen Kreativität erzieht, wird man allgemein kreativ. Die in der spielerischen Beschäftigung mit dem Musischen erworbene Kreativität kann sehr wohl in der Gemeinschaft wirksam werden. Wir brauchen also keine speziell auf die Gegebenheiten der Demokratie abgestimmte Kreativität, wir brauchen Kreativität ganz allgemein. Diese Kreativität wird dann wohl auch in der Gesellschaft Früchte bringen.

Allerdings bin ich der Ansicht, daß der Kreativität dann ein besonders gemeinschaftsbezogener Trend innewohnt, wenn sich die Hinwendung zum kreativ Musischen in Gemeinschaft vollzieht, weil dieser Umstand dazu angetan ist, das beglückende Erlebnis eigener Kreativität als gemeinschaftsfördernden Faktor kennenzulernen. Es sollte daher Orte geben, wo musische Bildung in Gemeinschaft erfolgen kann.

Oberösterreich darf sich glücklich schätzen, nicht nur in diesem Haus den steingewordenen Willen zur Förderung des Musischen vorweisen zu können, sondern auch mehrere musische Bildungszentren zu besitzen, die von der öffentlichen Hand nicht nur gefördert, sondern auch errichtet und erhalten werden. Die vorhin gestellte Frage nach der Unterstützung entsprechender Kreativitätsfördernder Maßnahmen kann also für Oberösterreich gewiß positiv beantwortet werden. Ich

⁶ Ebenda, S. 111.

⁷ Landau, a.a.O., S. 89.

⁸ Ebenda, S. 95.

kann aus vollster Überzeugung den dafür verantwortlichen Politikern und Beamten versichern: alle Mittel, die sie dort einsetzen, ob in Reichersberg, Haibach, Schlägl, Schlierbach oder in Zell an der Pram, das herrlich zu werden verspricht, alle diese Mittel dienen der Erhaltung und Sicherung unserer Demokratie, weil sie mit-helfen, eine der Grundvoraussetzungen zu entwickeln, nämlich die Kreativität ihrer Bürger!

Wir sollten nun nicht in Euphorie verfallen ob des Geleisteten. Denn wenn wir auch mit Recht über die Volksbildungsstätten und dieses Landeskulturzentrum glücklich sind, so müssen wir uns doch darüber klar sein, daß der große Zu-lauf zu den musischen Kursen in der Erwach-senenbildung wenigstens zum Teil auf ein musi-sches Defizit in der Schule zurückzuführen ist. Das liegt aber nicht an den Lehrern, das liegt am System. Die musischen Fächer sind leider Rand-fächer und ihre Lehrer auch bei höchstem Kö-nnen nur Randfiguren des Schulalltags. Dieser Umstand müßte die verantwortlichen Pädagogen alarmieren, mindestens ebenso sehr wie die Pe-tition des Bundesverbandes der Elternvereine über den Schulstreß, den Drogenkonsum und die steigende Rate der Schülerselbstmorde.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß gerade dieses musische Defizit in der Schule der Er-wachsenenbildung eine erhöhte Verantwortung aufbürdet. Aus der Erkenntnis der Bedeutung der musischen Bildung für die Demokratie müs-sen wir das gemeinschaftsbildende Erlebnis in-nerhalb der musischen Kreativierung deutlicher und klarer herausarbeiten. Der Gefahr, daß die musische Tätigkeit in eine introvertierte Welt-flucht mündet, muß bewußt und gezielt ent-gengewirkt werden. Dann erst wird der Wert des Musischen für die Demokratie fruchtbar. Es wird nötig sein, geeignete Methoden und entsprechende Modelle zu entwickeln. Hier ist ein weites, brachliegendes Feld zu bestellen.

Da wir heute das 25. Jahr des Bestehens des Landesverbandes für Schulspiel und Amateur-theater festlich begehen, sei es mir gestattet, das Amateurtheater als ein derartiges Modell

musischer Beschäftigung in der Gemeinschaft darzustellen:

Im Theater vereinigen sich viele Künste zu einem Ganzen: Poesie, Musik, Malerei, Tanz; und alle in den vielfältigsten Formen. Viele Menschen finden dabei die ihnen gemäße Möglichkeit, sich zu betätigen, als Schauspieler, Regisseure, Tän-zer, Beleuchter, Bühnenmaler, Musiker; und je-der hat die Möglichkeit, sich zu entfalten; er wird seine kreativen Kräfte erleben, sowohl in der eigenen Leistung als auch in der des ge-samten Ensembles. Die eigene Kreativität ent-faltet sich in der Gemeinschaft und gerichtet auf die Gemeinschaft. Je besser jede Einzel-leistung, umso besser die Gesamtheit, je voll-kommener jeder einzelne, umso größer der Er-trag für alle. Was hier vom Theater gesagt wird, gilt genauso für die Demokratie: je besser jede Einzelleistung, umso besser die Gesamtheit, je vollkommener jeder einzelne, umso größer der Ertrag für alle. Die Bretter, meine Damen und Herren, diese Bretter, sie bedeuten doch wahr-haftig die Welt. So gesehen, wird uns auch klar, warum in der Antike, in der Zeit der griechi-schen Demokratie, das Theater ein politischer und kultischer Akt von größter Bedeutung war. Die Integrationskunst Theater bot damals und bietet auch heute dem aktiv Mitwirkenden und dem aktiv Zuschauenden Kreativierung in der Gemeinschaft für die Gemeinschaft!

In diesem Sinn kann auch ich dem Landes-verband für Schulspiel und Amateurtheater nur viele weitere erfolgreiche Jahre wünschen im Dienste des Amateurtheaters und damit im Dienste unserer Demokratie!

Wir haben gesehen, alles das, was das Leben lebenswert macht, was dem Menschen sein Menschsein gewahr werden und erleben läßt, das Freie, das Musische, es fördert die Kreativität, die wiederum eine essentielle Grundlage der Demokratie ist. Diese aber ist die einzige menschenwürdige Gesellschaftsform. Sie bedarf des kreativen Menschen, anerkennt ihn also als Ebenbild des Schöpfers und läßt ihn ganz und gar in Freiheit Mensch sein. Das Goethe-Wort aus Faust gilt also auch und ganz besonders für das Leben in der Demokratie, denn „*hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein*“.